

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

21] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Heuter

Sinter den Laubhütten schritten die Rabbiner und Oberrabbiner, die Schriftgelehrten und Redegewaltigen, die Talmudisten und die Karaiten, sämtliche Leuchten der israelitischen Wissenschaft. Es waren alte, schmutzige, gebrechliche Männer, von Krankheiten verzehrt und von Leiden ausgegammelt. Sie neigten sich nach links und rechts, nach vorwärts und rückwärts. Diese sonderbaren Gebärden sollen an den Gang der Kamele erinnern, die das Volk Israel einst aus Ägypten hierher getragen hatten. Als Elias dem phantastischen Aufzuge nachblickte, wußte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte über dieses arme, seltsame, geächtete Volk und seine rührende Anhänglichkeit an die kleinlichsten Ueberlieferungen seiner Vergangenheit.

Er ging zur Stadt hinunter, wo sich alles in fröhlicher Feststimmung befand. Die Straßen waren in ihrer Sauberkeit kaum wiederzuerkennen; ist Ostern doch der einzige Tag im Jahre, an dem sie gereinigt werden.\*) Nur die Hunde, die sonst das Amt der Sanitätspolizei ausübten, streiften mürrisch umher, da sie ihre gewohnte Mahlzeit nicht fanden.

Palmenzweige schmückten alle Läden, Berge von roten Eiern, auf denen Jerusalemkreuze und lateinische Sprüche eingeritzt waren, türmten sich auf den Ladentischen der Krambuden auf. Die Kaufleute in neuen Hemden und mit einer Rose hinterm Ohr, beglückwünschten jeden Käufer nach seiner Landesitte:

„Glückliche Ostern, Musjō!“

„Möge das neue Jahr Dir Frieden bringen, Herr!“

„Muschif, Christus ist auferstanden!“

Die Pilger schritten heilig, die Städter schlenderten langsam einher, die Bettler hielten ihre Schale hin, die Pastetenbäcker priesen ihre Osterfladen an, die Ausrufer rühmten ihre Rosenkränze und die an der Erde hochenden arabischen Wännerinnen boten ihre Blumen feil. Aber mit Stockschlägen trieben die Janitscharen die Menge auseinander:

„Plah! Plah! Zurück! Zurück!“

Und Prozessionen zogen vorüber, strotzend von Gold und von Weihrauchwolken umhüllt, dann lief die Menge wieder durcheinander, aus der schöne, ernste, von Negerinnen auf den Schultern getragene Kinder hervorragten. Von oben warfen hinter ihren Mascharabis verstellte Frauen Kelten herab und besprengten die Vorüberziehenden mit Rosenwasser:

„Mit Erlaubnis!“

Und man erlaubte es immer.

Jetzt beginnen die Glocken der Grabeskirche wieder zu läuten. Das Hochamt der Orthodoxen ist zu Ende, und ein Dunst von Fuchtleber, Kwaf und Kerzen durchströmt die Straße. Dann kommen „Mitterchen“ und „Väterchen“, barfuß oder mit Siebenmeilenstiefeln, eingemummt in Schafsfelle oder ganz einfach mit einem Totenhemde bekleidet und mit einer Totenkappe auf dem Haupte. Mit einem Palmzweige in der einen Hand und einem roten Ei in der anderen, drängen und stoßen sie sich, fallen einander um den Hals und drücken sich, lachen und weinen, küssen sich schmatzend und grüßen sich mit dem Spruche:

„Christus ist auferstanden!“

„Er ist wirklich auferstanden!“

Die einen verlieren ihre Mützen, andere ihren Gürtel, manche sogar den Kopf. Riesige, schwankende Muschifs stützen sich an den Mauern und nehmen, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, einen Schlud aus der mit Kwaf gefüllten Feldflasche, während die Schar der arabischen Kinder ihnen am Warte zupft, zwischen den Beinen hindurchläuft, auf den Rücken klopft und dicht unter die Nase schreit:

„Christus ist auferstanden Muschif, Wafschisch! Wafschisch!“

\*) Das Osterfest entspricht dem Neujahrsest der Araber.

Wie wilde Tiere stürzen sich die Händler und die Heiligenbildermaler aus ihren Buden auf die Alten Matuschkas, klammern sich an ihre Röcke oder umschlingen sie, zwicken und fiheln sie, küssen ihre Wangen, durchwühlen ihre Taschen und verkaufen ihnen schließlich für fünf Rubel eine gefälschte Paradieskarte, die keine fünf Kopeken wert ist. Aber niemand ärgert sich; heute ist alles erlaubt, heute ist jeder voller Freude:

„Christus ist auferstanden!“

„Er ist wirklich auferstanden!“

Gestoßen und selbst wieder stoßend, geküßt und selbst wieder küßend, an der allgemeinen Freude teilnehmend, jedoch von all den Ausdünstungen angeekelt, setzte Elias seinen Weg durch das Gewühl fort.

Auf dem Platze vor der Grabeskirche sind die Verkäufer noch zahlreicher als zu der Zeit, da Jesus sie aus dem Tempel trieb. Armenier im Astrachansez, Bulgaren mit dickbewidelten wurstförmigen Beinen, Albanesen in kurzen Ballettröckchen, Drusen, friedliebend wie Hirten, Tscherkessen, bis an die Zähne bewaffnet, überbieten einander beim Kauf von Perlmutterkreuzen, Kamelen aus Olivenholz, Flaschen mit Jordanwasser, Schweißtüchern der heiligen Veronika und durchbohrten Marienherzen. Und während Elias all dieses mit Vergnügen betrachtet, setzt sich bereits eine neue Prozession von der Basilika her nach dem Hofe zu in Bewegung. Es sind koptische und abessinische Frauen, in braune Schleier gehüllt und überladen mit den bei den wilden Völkern beliebten Schmuckgegenständen. Ernst und düster schreiten sie dahin, grell stechen von ihren Trauerkleidern die brennenden Kerzen ab; in ihrer Verzückung stoßen sie schrille, gellende Laute aus, die den bei Leichenbegängnissen üblichen Klagerufen ähneln.

Elias muß unwillkürlich an die Maronitinnen des Libanon denken, die auch mehr Priesterinnen der Astarte als christlichen Böhnerinnen gehandelt hatten.

Um allein zu sein, schlüpfte er durch ein niedriges Tor, das den Platz vor der Grabeskirche von dem mohamedanischen Viertel scheidet, und steht nun wieder auf der Via dolorosa.

Infolge des Festtages war sie menschenleer, und als Elias jetzt die von der Sonne beschienene Straße hinabging, murmelte er, sich von neuem an das Bösenbild erinnernd, in rhythmischem Tonfalle:

„Astaroth, Astarte, Aschera, Astar!“

Von Zeit zu Zeit bezeichneten ein in eine Mauer eingefügter Pfeiler, eine Kapelle, ein Kloster oder irgend ein Mosaikbild die Stationen des Kreuzweges. Ein mit Arabesken verzierter türkischer Springbrunnen warf ein kristallklares Wasser empor . . . dann umging den Wandernden wieder gänzliche Einsamkeit. Eingefallene Häuser, Steinhäufen, verkümmerte Pflanzen bedeckten den Weg. Doch aus dem Schutt wuchsen wilder Haser und Klatschmohn, sogar die grauen Blätter des Raktus hatten ihre goldenen Sterne angesteckt.

Elias schritt an dem Hause des Pilatus vorüber, unter dem Ecce-Homo-Bogen hindurch, an dem Reich Bethesda vorbei, wo Jesus die Ausjägigen heilte, und gelangte so zum Stefanstore, wo ihm ein Soldat den freundlichen syrischen Gruß zurief:

„Schöpfe frische Lust nach Herzenslust, o Herr!“

Unter den Bögen des sarazenischen Gemälses stehen bleibend, atmete Elias in vollen Zügen die frische Luft ein, die von Moab herüberwehte. Vor ihm breiteten sich die steil abfallenden Friedhöfe aus, und jenseits des Tales Josaphat lag der Delberg mit dem weißen Minaret, von wo er mit heiligem Schauer Jerusalem zum erstenmal betrachtet hatte.

Und er machte sich wieder weiter auf den Weg um die Wälle.

Auch heute schweifte sein Blick über Begräbnisplätze, sein Fuß strauchelte über Grabsteine und er schritt über Leichenhügel hinweg.

Aber all diese Denkmäler des Todes schreckten ihn nicht, die ganze Dede rührte ihn nicht mehr. Die Allgewalt seines Geistes und der laute Jubel seines Herzens trennten ihn davon.

Und indem er zärtlich mit der Hand über die Quadern der Mauer strich, flüsterte er:

„Ach, Jerusalem, nie habe ich geglaubt, daß Du mir so ganz gehören würdest! Heute bist Du doppelt mein, denn Du hast zweifach für mich geboren!“

Am äußersten Ende der Hochebene des Berges Moria, wo sich einst der Tempel erhob, ließ er sich einen Augenblick nieder und als er nun rückwärts schaute, fiel sein Blick auf den Berg des Aergernisses, wo Salomo Gott gelästert hatte. Er sann nach über den frommen und weisen König, der seine Jugend damit zugebracht, das Haus des Ewigen in all seiner Pracht und Herrlichkeit aufzubauen und es dann doch im hohen Alter vorzog, unter grünen Bäumen die Götzen seiner Weiber, Kamos, Moloch, Aschera, die Sinnbilder der Ammoniter, der Edomiter und der Moabiter anzubeten. Und er fragte sich, ob den großen Sängern der Liebe zu diesem Gesinnungswechsel mehr die Unmuth der Göttheiten oder aber die Reize der heidnischen Mädchen verleitet haben mochten.

Er erhob sich und rief, indem er sich wieder nach der gepriesenen Stadt umwandte, laut aus:

„Ach! jetzt besitzt ich zwar nur ein Bruchstück des Götzen, wenn ich ihn aber erst ganz habe, dann bist Du besetzt, Jerusalem, dann werde ich Deinem Gott eine Nebenbuhlerin erweckt haben!“

Und während er den Weg auf der Nordseite der Malle weiter fortsetzte, murmelte er, ohne recht zu wissen was er sprach:

„Astaroth ist wieder auferstanden, sie ist wirklich auferstanden und ich bin der Priester der Astaroth!“

So kam er ans Zionstor, wo die Ausfägigen vor ihren Maulwurfsbügeln kauerten.

Der Wind pfliff um die Ecken der Mauern; der weiße Mantel des Elias wehte wie ein Schleier. Die Haare flatterten ihm um den Nacken.

Plötzlich warf sich ein Weib vor ihm nieder. Sie umschlang seine Füße und küßte seine Schuhe:

„Rabuna! Rabuna! habe Mitleid mit mir; sprich nur ein Wort, und ich werde gesund!“

Stehend hob sie ihr, erst wenig vom Ausfluß verunstaltetes Antlitz zu ihm empor, und er erkannte sie als diejenige wieder, der er eines Tages einen kleinen Spiegel geschenkt hatte.

Rabuna! Rabuna! Gnade, habe Mitleid mit mir! Sieh, ich bin noch jung; ich bin schön gewesen und habe die Liebe noch nicht gekannt. Sprich nur ein Wort, und ich werde gesund.

Und wieder bückte sie sich auf seine Füße herab und bedeckte sie mit ihren Liebkosungen.

Elias aber wurde von solchem Mitleid mit diesem Elend, von solchem Schmerz über dieses vergebliche Vertrauen ergriffen, daß er ganz verwirrt und wie angewurzelt stehen blieb und kein Wort hervorzubringen vermochte.

Die anderen humpelten herbei und spotteten:

„Siehst Du denn nicht, daß er nicht Christus ist? Es ist unser Nachbar, der fränkische Herr aus dem Hause des Agba.“

Aber sie hörte nicht darauf.

„Ich wußte wohl, daß Du auferstanden bist und durch dieses Thor kommen würdest. Ein Wort Rabuna! Ein einziges Wort!“

Endlich machte Elias eine Bewegung. Eine Hand voll Geld aus der Tasche ziehend, sagte er tränenden Auges:

„Stehe auf und nimm!“

Sie hob den Kopf, sah auf seine Hände und sagte, indem sie plötzlich seine Füße losließ, mit einem solchen Ausdruck der Enttäuschung, daß er davon bis ins Innerste getroffen wurde:

„Ja, jetzt sehe ich, daß Du nicht Christus bist!“

Und während die anderen sich um die Geldstücke balgten, entfernte sie sich schweigend, um wieder vor ihrem Maulwurfsbügel niederzukauern.

Bis in den Tod betrübt, ging Elias davon.

Ein paar Schritte weiter setzte er sich dem armenischen Kloster gegenüber unter eine Fede.

Und mit schmerzlicher Ironie dachte er:

„Priester der Astaroth! Welch ein Zimmer! Astaroth, Baal, Moloch, wald ein Nichts! Verstümmeln und töten, ja, das konnten sie, und sie hatten ein Wohlgefallen, wenn Blut und Tränen flossen; aber ein einziges Wort des Trostes und der Rettung sprechen oder Lebendig machen, das konnten sie nicht. Ach! Christus sein! Nur eine einzige Minute Christus sein können! Sanftmütig sein, gut sein, allmächtig

sein, ein Gebet erhören, eine Hoffnung erfüllen und diese Unglückliche retten können! . . . Ja, sie ist noch jung und schön und hat die Liebe nicht gekannt. Ach! sie in die Arme zu nehmen, sie am Herzen zu wiegen, ihren Mund zu küssen und sie „mein Liebling“ zu nennen, damit sie sich für einen Augenblick der fösslichen Täuschung hingebt, nicht mehr ausfägig zu sein. Ach, wer von uns wird so viel Barmherzigkeit haben? Weh! Auch unsere Barmherzigkeit selbst ist nur ein Hirn-gepinst; wir wissen nicht einmal mehr, was das heißt „Mitleid haben“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

## Der Mörder der Witwe Borniche.

Von Michel Thibars.

Authorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Wie aus der Spielzeugschachtel genommen, so sauber, schmutz und einladend sah die kleine Dorfschenke aus, die gleich einer vorgeschobenen Schildwache am Saume des Waldes lag. Auch die Gaststube mit ihren blattgeschweerten Eichenholztischen und den sorgfältig gepulsten, glänzenden Zimtkrügen auf den Bandgestimmen machte den Eindruck peinlichster Ordnung und Sauberkeit.

Die Schenke war momentan leer. Man befand sich im Hochsommer, und alles, was nur die Hände rühren konnte, war auf den Feldern beschäftigt. Selbst der Krugwirt hatte sich schon am frühen Morgen aufgemacht, um bei der Ernte nach dem Flechten zu sehen.

Nur die Wirtin war zu Hause. Sie stand in der Küche vor dem Herd und schnitt Speckscheiben in den über dem Feuer hängenden Topf.

„So!“ murmelte sie befriedigt. Das wird eine schöne Suppe geben.“

Sie ging in die Gaststube hinüber und sah nach der Uhr.

„Erst neun!“ Wenn ich ein halbes Stündchen meine Zeitung lesen möchte?“ überlegte sie.

Sie schloß die Fensterläden, um sich gegen die glühende Augustsonne zu schützen, deren Strahlen durchs Fenster drangen, setzte sich bequem in einen Sessel, entfaltete die Zeitung und suchte zunächst die Rubrik „Bermischtes“.

Halblaut wie ein Schulkind, häufig stöhnend, las sie:

„Seit zwei Tagen sind die Bewohner des Dörfchens Souanville in heftiger Aufregung. Eine siebzehnjährige Frau, die Witwe Borniche, welche in einem isoliert gelegenen Häuschen wohnte, ist mittels Hammerschläge in ihrem Bette ermordet worden. Die Mörder haben ihr Opfer geradezu barbarisch zugerichtet. Nicht weniger als 22 tödliche Verletzungen hat man an dem Körper der Unglücklichen gezählt. Nach vollbrachter That haben die Unmenschen in aller Ruhe das Haus geplündert und sind dann ungehindert und unerkannt entkommen.“

„Schrecklich! Entsetzlich!“ rief die Wirtin mit gefalteten Händen. Dann las sie weiter:

„. . . Aber man ist den Urhebern dieser Schandtat auf der Spur. Man hat ihr Signalement in Erfahrung gebracht und es sofort überallhin telegraphirt. . .“

„Gott sei Dank! . . . Ach, diese Schurken!“

„. . . Es sind ihrer zwei: der eine groß, schlank, brünett, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen. . .“

„Holla, Frau Wirtin!“ ertönte plötzlich eine Stimme hinter der Lesenden.

Sie drehte sich um und erblaßte. In der Tür zur Gaststube standen zwei junge Männer, der eine groß, schlank, brünett, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen. . .

Die Unglückliche schloß, wie ihre Knie zitterten.

„Sagen Sie mal, Frau Wirtin, haben Sie frischen Keffelwein?“ fragte die Blonde.

„Ach. . . ich. . .“ stammelte sie.

„Schön! Dann bringen Sie uns schnell welchen!“ bestellte der große Brünnette, indem er seinen Paletot und seinen Rock, den er am Riemen über der Schulter getragen hatte, über einen Stuhl warf.

Eilends stieg die Wirtin in den Keller hinab. Als sie zurückkam, hörte sie den Großen zum Kleinen sagen:

„Hier können wir nicht ungestört sprechen.“

„Freilich nicht!“ antwortete der andere. „Aber die gute Frau hat gewiß noch ein Zimmer, das sie uns geben kann.“

Und sich an die Wirtin wendend, sagte er:

„Servieren Sie uns das in einem Zimmer, wo wir allein sind!“

Ohne ein Wort der Widerrede führte die Wirtin ihre Gäste in eine Stube, welche auf den Garten ging, stellte den Krug mit Keffelwein und zwei Gläser auf den Tisch und entfernte sich hastig. „Sorgen Sie dafür, daß man uns nicht stört!“ rief ihr der Große nach.

In der Gaststube angelangt, fühlte die Wirtin allmählich ihre Fassung wiederkehren und begann, sich ihrer Angst zu schämen. Welch eine Torheit! Weil zwei Reisende ihr Wirtshaus aussuchten, um ihren Durst zu löschen, mühten sie gleich die Mörder der Wittwe Vorniche sein! Als ob es bloß einen Brünetten und einen Blondem auf der Welt gab! Wirklich zu dumme!

Vollständig beruhigt nahm sie die Lektüre ihrer Zeitung wieder auf.

... „mit Blondem Bart und blauen Augen“, las sie. „Der eine von ihnen trägt einen Rucksack am Riemen über der Schulter und ist bekleidet mit einem rufsfarbenen Leberzieher mit kastanienbraunem Samitragen“ ...

Sie blickte auf und ihre Augen erweiterten sich in panischem Schrecken. Dort lag der Rucksack auf dem Stuhl, daneben der Leberzieher. Und der Leberzieher war rufsfarben!

Wie Espenlaub zitternd erhob sie sich und nahm das Kleidungsstück in die Hand.

Entsetzt! ... Ein Kastanienbrauner Samitragen!

Vergebens suchte sie sich selbst Vernunft zu predigen. Vergebens ersann sie tausend Erklärungen, die eine immer plausibler als die andere, um dieses merkwürdige Zusammentreffen zu erklären, — ihr erschreckter Blick lehrte stets von neuem zu der Thür des Zimmers zurück, in dem sich der kleine Blonde und der große Brünette eingeschlossen hatten. Was mochten sie da treiben? Welch neues Verbrechen wurde dort geplant?

Eine Weile schwankte sie zwischen Furcht und Neugierde. Schließlich legte sie die letztere. Den Atem anhaltend, auf Fußspitzen schlich sie an die Thür und legte das Ohr ans Schlüsselloch.

Nast im nämlichen Moment prallte sie mit weit offenen Augen und schredensbleichem Gesicht zurück. Eine Sekunde stand sie wie gelähmt, dann lief sie zur Thür hinaus und stürzte in der Richtung nach der Mairie davon.

II.

Der Herr Maire hatte soeben gestrichelt. In einen bequemen Sessel hingestreckt, die Augen halb geschlossen, die Hände über dem stattlichen Bauch gefaltet, den bei feierlichen Anlässen die dreifarbige Binde umgab, wadelte er träge mit dem Kopf und hörte seiner Tochter Prudence zu, welche am Klavier einen Walzer spielte in der lässlichen Absicht, die väterliche Verdammung zu besördern.

Neben dem ersten Beamten des Dorfes stand Ramageot, der Feldhüter, und erstattete seinen täglichen Rapport. Steif wie ein Pfahl hatte er auf die Fragen seines Vorgesetzten zum siebenundzwanzigsten Male sein stereotypes „Ja, Herr Maire,“ geantwortet, als die Schenkwirtin mit fliegenden Haaren und verzerrtem Gesicht ins Zimmer stürzte.

„Herr Maire! ... Ach, Herr Maire! ... Die Mörder ... ach! ...“

Man ließ sie Platz nehmen. Man beruhigte sie. Dann erzählte sie, was sie gesehen, was sie gehört hatte. Der Maire ließ sie reden, ohne sie einmal zu unterbrechen. Schließlich erklärte er in mißvergnügtem Tone:

„Sehr unangenehm nach dem Frühstück, solche Geschichten! ... Was sagen Sie dazu, Ramageot?“

„Ja, Herr Maire.“

„Sind Sie Ihrer Sache auch ganz sicher, meine liebe Frau?“ drängte der Maire. „In solchen Fällen ist es zweckmäßig, reiflich zu überlegen. Man muß sich vor jeder Uebereilung hüten ... Was sagen Sie dazu, Ramageot?“

„Ja, Herr Maire.“

„Nietsdestoweniger müssen wir unsere Pflicht tun. Gehen wir, Ramageot!“

„Ja, Herr Maire.“

Alle drei machten sich auf den Weg nach dem Wirtshaus: der Maire, der Feldhüter und die Wirtin. Unterwegs konnte die Frau sich nicht enthalten, allen Passanten die Gesächichte zu erzählen, so daß, als man vor der Schenke anlangte, aus den drei etliche fünfzig geworden waren. Senfen, Dampfgabeln, Stöcke wurden drohend in der Luft geschwungen.

Bevor sie das Haus betraten, wandte sich der Maire an seine Begleitung und gebot mit dem Scharffinn eines großen Generals: „Umstellt das Haus!“

Dann trat er ein. Das erste, was er in der Gaststube bemerkte, war der Rucksack.

„Ramageot, wir werden eine Durchsuchung dieses Gegenstandes vornehmen!“ gebot er.

Er öffnete den Rucksack. Aber zu seiner großen Enttäuschung fand er darin nur lauter nichtbelastende Gegenstände: Hemden, Taschentücher, Strümpfe usw.

„Sie haben ihre Beute irgendwo anders in Sicherheit gebracht,“ enthielt das Dorfoberrhaupt mit großer Geistesgegenwart.

Alle drei näherten sich nun schweigend, mit der unendlichen Vorsicht eines Indianers auf dem Kriegspfade, der verhängnisvollen Thür.

„Hoffentlich haben sie sich nicht inzwischen aus dem Staube gemacht!“ bemerkte die Wirtin.

Sie hatten sich nicht „aus dem Staube gemacht“. Durch die Thür hörte man sie sprechen. Das Trio verhielt sich mäusehinstill und lauschte.

„Wo abgemacht?“ fragte eine Stimme. „Der Geldschrank wird erbrochen?“

„Abgemacht!“ antwortete eine zweite Stimme. „Nur wird es

sich empfehlen, ein paar Banknoten im Best des Aufhebers zu verstecken. Auf diese Weise wird der ganze Verdacht auf ihn gelenkt.“

Der Maire, der Feldhüter, die Wirtin blickten einander entsetzt an.

„Und der Alte?“ fragte wieder die erste Stimme.

„Der wird getötet.“

„Selbstverständlich! Aber wie? ... Vielleicht mit Hammerschlägen auf den Kopf?“

„Wie die Wittwe Vorniche“, hauchte die Wirtin, deren Zähne hörbar klapperten.

„Hammerschläge? Nein, das ist zu banal!“ widersprach die zweite Stimme. „Na, wir werden ja sehen ... Weib! noch die Tochter.“

„O, für dieses weiß ich schon Rat! Sie wird durch ein Veräugungsmittel eingeschläfert ... Der Wagen wartet nahe dem Gehölz ... Man trägt sie hinein und los. Am nächsten Morgen ist sie in der Gewalt des Marquis de Corlayor!“

III.

Der Maire richtete sich wieder auf. Er war leichenblau.

„Die Glenden!“ murmelte er. „Welch ein Abgrund von Verderbtheit! ... Ramageot!“ fuhr er mit wilder Energie fort. „Wir werden die Gesellschaft retten!“

„Ja, Herr Maire.“

„Öffnen Sie die Thür!“

Im nämlichen Augenblick, als der Maire den draußen stehenden Bauern ein Zeichen gab, hereinzukommen, um nötigenfalls Beistand zu leisten, öffnete Ramageot, der seinen Säbel gezogen hatte, die Thür.

Die beiden Verbrecher sahen friedlich an einem mit Papieren bedeckten Tisch, den Strug mit Kerfwein zwischen sich. Beim Anblick dieser drohenden Menge, welche ihnen den Rückzug versperrte, erhoben sie sich erstaunt.

„Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!“ donnerte der Maire, den Körper des Feldhüters als Schutzwall benützend.

„Was bedeutet ...?“

„Keine Ausflüchte! Sie sind die Mörder der Wittwe Vorniche!“

„Vorniche? Wer ist das?“ fragten die beiden Angeeschuldigten verständnislos.

„Was die Gendarmenrie kommt, welche benachrichtigt ist, fordere ich Sie auf, meine Fragen zu beantworten. Ich bin der Maire!“ erklärte er feierlich, auf seine dreifarbige Leibbinde deutend. „Antworten Sie! Wer ist die Person, welche Sie zu ermorden beabsichtigen?“

„Ermorden? Wir? ... Na hören Sie mal, der Scherz geht denn doch wirklich etwas zu weit!“

„Der Name des jungen Mädchens,“ fuhr der Maire mit tragisch erhobener Stimme fort, „dieses unschuldigen Kindes, welches Sie Ihrem Komplizen, dem Marquis de Corlayor ausliefern wollen!“

Bei diesem Namen brachen die beiden Verbrecher in ein wahnsinniges Gelächter aus. Die Bauern gerieten ob solcher Gefährlichkeit in derartige Wut, daß sie bereits Miene machten, die beiden Uebelthäter zu lynchen. Nur mit großer Mühe gelang es dem einen von ihnen, seine immer wieder hervorbrechende Laclust zu bekämpfen und durch Zeichen anzudeuten, daß er sprechen wolle.

„Sie haben also an der Tür gehorcht?“ fragte er. „Na schön. Was Sie gehört haben, ist der Entwurf eines Dramas, welches wir beide gemeinsam schreiben und welches hoffentlich noch diesen Winter in Paris aufgeführt werden wird. ... Justin Maucaut, Paul Lardy,“ fügte er hinzu, zuerst auf sich, dann auf seinen Gefährten zeigend.

„Was? Sie wären ...?“

„Zwei Pariser Bühnenbichter auf einer Landpartie, ja wohl!“ Und sie brachen von neuem in Lachen aus.

Das Gesicht des Maire wurde lang und länger. Die beiden Schriftsteller waren mit allen notwendigen Papieren versehen, die ihre Identität zweifellos nachweisen. Sehr verlegen verließ der Maire, nachdem er tausendmal um Entschuldigung gebeten hatte, den Schauplatz seiner Heldentaten.

Vor der Thür fragte er den ihn begleitenden Ramageot:

„Und der Gendarm, nach dem ich geschickt habe? ... Was wird der sagen? ... Er wird mich für einen rechten Dummkopf halten, was, Ramageot?“

„Ja, Herr Maire,“ pflichtete Ramageot mit unerhöhter Ueberzeugung im Tone bei. —

literarischer

Kleines feuilletton.

1. Die Gänse-Revolution in Badnang. Von Badnang, einem Bezirksstädtchen nicht etwa in China, wie die Namensendung vermuten lassen könnte, sondern im schönen schwäbischen Neckarthal, das durch seine zahlreichen Gerbereien Berühmtheit genießt, erzähl die schwäbische Chronik folgende merkwürdige Begebenheit. Anno 1808 hatte der wohlweise Rat die Einwohner in große Aufregung versetzt durch einen Maß, der das Halten von Gänsen bei schwerer Buße unter strengem Verbot stellte, diemeil die Gänse auf den Feldern großen Schaden anrichteten, indem es an einem süchtigen Gänsehirten gebroch und auch keine Gänseweide vorhanden war. Eiliche Jahre ertrugen die Badnanger diese schreckliche Maß.

regel mit Ingrimm und Murren; im August 1610 aber beschwerten sie sich bei dem in der Stadt anwesenden Herzog Johann Friedrich und baten um Aufhebung des Verbotes, hieweil ihre Betten arg geschwächt werden, indem sie dieselben weder mit neuen Federn erfrischen, geschweige neue Betten herrichten könnten. Auch wären sie nicht mehr in stande, Betten für die Hofhaltung des Herzogs zu liefern, wenn Seine Gnaden die Stadt zu Jagens und anderen Zwecken mit dero Anwesenheit beglücken. Darauf erließ der Herzog ein Restrikt an den Vogt, welches schloß: „Ist demnach unser Befehl, du wollest mit Bürgermeistern und Gericht allhie uf ein gewiß Maß u. Ordnung welcher Gestalt u. wohin die Gänse ohne Schaden getrieben u. gehalten werden können bedacht sein. Selbigs auch gleich in das Werk zu richten, dann man solch Gebögel nicht allerdings abschaffen kann“. Aber der Magistrat blieb fest, machte Gegenvorstellungen und schwärzte die Weiber als mutwillig und rebellisch an. Als nun aber die Weiber, durch das herzogliche Restrikt kühn geworden, die Gärung unter der männlichen Einwohnerschaft lüchlig schürten, ließ der Magistrat die Rädelführerinnen kurzerhand verhaften. Die Weiber jedoch ließen nicht loder und bestürmten den Herzog mit Vorstellungen. Endlich, nach vielen Verhandlungen mit der Stadtoberkeit, siegte das Recht auf Gänsehaltung, aber mit folgendem Zensus: „Welcher Bürger u. der fünf pfund Heller steuer giebt, er geb so wenig er immer wöll u. ob er auch gar nichts gebe, der ist befugt dreh alle Gänze zu halten. Der henig, so under der Bürgerchaft fünf pfund Heller, oder darüber, steuer gibt, mag vier alle gänze halten, aber doch mit mehr, er seh so vermöglich er wöll“. Dabei wurde noch unter anderem angeordnet: „Die Gänse alle sollen sametlich uff der henigen Bürgerkosten, welche selbige halten, under einem einigen Hirten, der beh seinen zimlichen jahren und erwachsen und jedessmahls durch einen Bürgermeister inn gepurende glübd genommen, geschlagen u. durchs ganz jahr anderstwo nirgendhin getrieben werden, dann was ihnen jeder Zeit für einortt uff dem Feld bestimpt würdt“. So gegeben am 11. Februar 1612, nachdem der Streit an die sieben Jahre gedauert hatte. —

**en. Sprechende Vögel.** Von einigen, aber nur wenigen Vogelarten wird es geradezu als selbstverständlich vorausgesetzt, daß sie das Nachsprechen von Worten und Sätzen sowie das Nachsprechen von Melodien erlernen können. An erster Stelle steht der Papagei, an zweiter vielleicht der Star. Oester hört man auch von sprechenden Kanarienvögeln. Ueber einige der selteneren sprechenden Vögel hat Joseph Herpers in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“ einige Anmerkungen gemacht, nämlich über die Elster, den Eichelhäher, den Kolltraben und die Dohle. Bezüglich der Elster wird die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt einen klügeren Vogel gibt. Schon beim Bau des Nestes, das sie in unübertrefflicher Weise vor Raubbögeln schützt und versteckt, kommt ihr Witz zum Ausdruck. Was ihr Nachahmungsvermögen betrifft, auf das Herpers näher eingeht, braucht man nur an den vom Volksmund geprägten Ausdruck der „schwafhaften Elster“ zu erinnern. Der prächtig bunt gefärbte Eichelhäher lernt zwar das Sprechen selbst selten oder nie, jedoch bringt er es ganz von selbst dahin, das Krähen eines Hahnes, das Wellen eines Hundes und das Miauen einer Katze täuschend nachzuahmen, und auch das Pfeifen von kleinen Vögeln wird ihm leicht. Im übrigen ist er in der Gefangenschaft bei einiger Freiheit ein Nichtsnutz, dem man nicht über den Weg trauen darf. Der Kolltrabe ist der geschickteste seiner Sippe. Wenn er ganz jung aus dem Nest genommen wird, kann er leicht gelehrt und zum Nachsprechen von Worten und ganzen Sätzen gebracht werden. Er lernt auch Folgsamkeit wie ein guter Hund. Während er jedoch eine angeborene Freiheit und Raubbüß nie verleugnet, behält sich die Dohle als ein sehr lebenswürdiger Vogel, der das innigste Freundschaftsverhältnis mit einem Menschen anknüpft und von ihm auch einzelne Worte annimmt und in noch höherem Maße die Nachahmung von Tierstimmen betreibt. —

**Theater.**

**Lessingtheater.** „Kater Lampe“. Komödie in vier Akten von Emil Rosenow. — Die erzgebirgische Komödie des so jung verstorbenen Genossen Emil Rosenow hatte im Lessingtheater denselben durchschlagenden Heiterkeitserfolg wie neulich in der Aufführung der „Freien Volkshühne“. Eine bessere, alle die Kleinen, drolligen Nuancen in der Charakteristik und Situation glücklicher herausarbeitende Vorstelllung wäre nicht wohl möglich. Das Spiel ließ keine toten Stellen in dem Stück zurück; die Weiten, die dem Leser auffallen, verschwanden hier in dieser Wiedergabe, man hatte nur den Eindruck behaglich amüsanten Fülle, nicht einen Augenblick kam Langeweile. Mit Ueberraschung sah man, wieviel Theaterblut in den beim ersten Anscheine losen und ohne rechte Proportionen aneinandergereihten vollstündlichen Szenen steckt.

In erster Reihe stand Margarete Albrecht, die in der Kleinen Rolle der alten, jungenerzigen motanten Frau Ermischer ein wahres Kabinettsstück naturalistisch trockener Komik gab, und Elise Lehmann mit Karl Meinhard als das ungleiche Geisertische Ehepaar. Wie diese schmale leichtsinnige Eva ihren ungeschuldigen Adam, den ängstlichen, lang aufgeschossenen Gemeindevdiener verführt, um der flüchtigen Freude eines Sonntagsbratens willen den Miter, als dessen amtlicher Hüter er bestellt ist, heimlich zu ermorden, wie ihn sofort nach der begangenen Tat die Schreden des Gewissens schütteln, das kam gleich dem nachfolgenden Gelage

— Patrik spielte den Gendarm, Ziemer den Landbriestträger Albrich — mit ganz urwüchsigem Humor heraus. Hans Marx in der Figur des Fabrikanten Neubert blieb wohl den Sachsen schuldig, ersehte das Manko aber mehr als reichlich durch ein der Rolle glänzend angepaßtes nervöses Grimassenpiel, eine pathologische Studie, die aber hier die lustige Stimmung noch erhöhte. Sehr gut in seiner Mischung pffiffig durchtriebener Wesens und kindlicher Gutmütigkeit war auch Karl Forests buckiger, rot-haariger Sänibergeselle, der treue Beschützer des Meters. Nidelt als lorpulent phlegmatischer, vom Schicksal verfolgter Gemeindevorstand hatte treffliche Momente. Dank der ausgezeichneten Regie kamen auch die spezifisch lokalen Details, so die Szene, in der man Schönherr's Kinder bei ihrer Heimarbeit sieht, vorzüglich zur Geltung. —

**Meteorologisches.**

t. Ein Rätsel des Luftmeeres. Das von den deutschen und französischen Meteorologen eingeführte Verfahren, den Zustand der Atmosphäre in Höhen, in die kein Mensch mit Luftschiffen zu dringen vermag, durch kleine fogenannte Pilotballons zu erforschen, hat zu einer merkwürdigen Entdeckung geführt, die bisher noch der Aufklärung harret. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß in einer Höhe von etwa 11 000 Meter über der Erde eine Luftschicht von auffallender Wärme besteht. An sich ist sie selbstverständlich von noch sehr niedriger Temperatur, aber sie ist doch erheblich wärmer als die Luft darüber und darunter. Professor Hergesell in Straßburg, einer der führenden deutschen Gelehrten in der Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre, hat in den letzten Monaten gerade dieser rätselhaften Erscheinung eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und jetzt einige Beobachtungen veröffentlicht, die vielleicht dazu führen werden, etwas mehr Licht in die Sache zu bringen. An einem Februartage hatte Hergesell in Straßburg einen Pilotballon mit einem besonders geprüften Registrierapparat aufgelassen. Der Himmel war klar, und die Drisveränderungen des Ballons konnten mit Hilfe eines Theodoliten verfolgt werden. Außer diesen Angaben über die Temperatur und die Feuchtigkeit lieferte dieser Aufstieg Aufschlüsse über die Geschwindigkeit und Richtung des Windes in verschiedenen vom Ballon erreichten Höhen. Dieser wurde zwei Tage nach dem Aufstieg wiedergefunden, und es zeigte sich, daß das Uhrwerk der Apparate tadellos gearbeitet und die verlangten Aufzeichnungen bewirkt hatte. Die warme Luftschicht war von dem Ballon nach halbstündigem Anstieg in einer Höhe von 11 400 Meter angetroffen worden. Während die Temperatur vorher bereits bis auf — 69 Grad gestanden hatte, nahm sie dann rasch zu, so daß bei der größten vom Ballon erreichten Höhe in 15 080 Meter nur — 57 Grad herrschten. Das ergibt also auf 3680 Meter eine Erwärmung um 12 Grad. Auch in den Aufzeichnungen des Ballons mit Rücksicht auf die Luftfeuchtigkeit machte sich diese wärmere Luftschicht bemerkbar. Ferner weisen die Beobachtungen mit dem Theodoliten darauf hin, daß auch die Verhältnisse der Windgeschwindigkeit in jener hohen Luftschicht ganz absonderlich waren. An der Erdoberfläche herrschte ein schwacher Nordostwind, der nach oben hin immer mehr an Stärke wuchs, bis er in 1000 Meter Höhe eine Geschwindigkeit von 30 Meter in der Sekunde erreicht hatte, was einem starken Sturm gleichkommt. In der warmen Luftschicht dagegen verminderte sich die Windstärke ganz beträchtlich, und auch die Richtung ging allmählich nach Norden und Nordwesten über. Daraus geht hervor, daß es sich bei diesem Naturphänomen nicht um eine stehende Luftschicht von größerer Wärme, sondern um einen vollständig selbständigen feuchtwarmen und feuchten Luftstrom in so großer Höhe handelt. Es dürfte hier noch ein Rätsel verborgen sein, dessen Lösung von großem Einfluß für das Verständnis der Bewegungen des Luftmeeres sein und auch der Meteorologie der Erdoberfläche wichtige Erkenntnisse zuführen könnte. —

**Notizen.**

— Hermann Vahr tritt mit Beginn der nächsten Spielzeit als Regisseur in den Verband des Deutschen Theaters. —

— Der Bariton Desider Zador ist auf eine Reihe von Jahren für die Komische Oper verpflichtet worden. —

— Im Kleinen Theater sind zwei Stücke in Vorbereitung: die dreifellige Komödie „Hille Bohbe“ von Adolf Paul und Gunar Heibergs vier Akte „Tagödie der Liebe“. —

— Der Deutsche Künstlerbund wird sich an der geplanten Jahrhundert-Ausstellung der Großen Berliner Kunstausstellung 1906 nicht beteiligen. —

c. Zur Errichtung einer biologischen Station in Grönland ist der dänischen Regierung eine Schenkung von 40 000 M. gemacht worden. Die Regierung wird die Station mit einem jährlichen Kostenaufwande von 2400 M. unterhalten. Man verpflichtet sich von dem neuen Institut wertvolle Resultate der arktischen Forschung. —

— Für eine seltene Orchidee wurden dieser Tage in London 23 000 M. gezahlt. Es ist ein Exemplar der Odontoglossum Crispium Pittianum. Ein Exemplar derselben Art wurde im Jahre 1903 mit 16 000 Mark bezahlt, während andere früher den Preis von 8000 und 6000 M. erreichten. —